

Ich fahre um das Schiff herum. Wirklich rote Laternen am Heck. Wirklich, dort hängt eine Strickleiter ins Wasser hinein und Musik und Licht strömt von oben. Ich steige an der Leiter hinauf, mit pochendem Herzen. Es liegt ein unwiderstehlicher Reiz darin, seinen privaten Traum mit einer öffentlichen Wirklichkeit zu vergleichen.

Die Decks, die ich unter mir lasse, die Luken, es sind alles bekannte Dinge. Nur scheint mir Verschwommenes weniger verschwommen, scharf Konturiertes weniger scharf konturiert zu sein, als es im Traum war. Ich habe das oberste Deck erreicht. Leer. Musik klingt mir entgegen. Diesmal ist es keine traurige. Es ist Tanzmusik. Ich blicke durch das Fenster. Männer in Fracks sitzen um einen Tisch herum. Auf dem Tisch stehen Gläser und Flaschen. Sonst nichts. Im Hintergrund tanzt ein Mann mit einer Frau.

Dies also ist der Punkt, wo Traum und Wirklichkeit sich spalten. Das glaube ich. Doch täusche ich mich. Wie ich vom Fenster zurücktrete, ragt derselbe Mast vor mir auf, weit oben im Nebel versickernd wie vorhin. Ich stehe geduckt. Ich versuche, mich zu vernünftigem Denken zu zwingen: Schluß mit der Verfolgung eines läppi-schen Traums! Hinunter in meine Jolle! Nächtliches Mastklettern auf einem unbe-kannten Schiff ist verboten und halsbrecherisch! Hinunter!

Es kommt anders. Ist es der Whisky, ist es der Nebel: Dinge dieser Materie haben eine Dünstung, die Überlegungen abtötet und Gelüste aufpeitscht. Und so hänge ich denn am Seil. Und so ziehe ich mich aufwärts. Aufwärts. Und so habe ich schließlich die Spitze des Mastes erreicht. Wieder taste ich mich auf dem Querbalken bis zum äußersten Ende entlang, und begreife nicht, wie ich den Mut aufbringe, da ich doch jetzt wahrhaftig wach bin. Wie zuvor sitze ich auf dem Balken, mit einem nebligen Luftraum über mir und einem nebligen Luftraum unter mir. Alles ist ebenso traumhaft. Nur die kauernde Gestalt fehlt. Oder? Ich starre zum anderen Balken-ende hinüber. Dort hat sich ein dunkler Flecken gebildet. Ich schließe die Augen, öffne sie. Nein, es ist nichts. Das ist gut. Dann blicke ich wieder hinüber: doch, es ist etwas. Und bald erkenne ich deutlich die Umrisse der kauern- den Gestalt.

Ich beginne an der Wirklichkeit zu zweifeln. Kann es nicht möglich sein? Kann es nicht möglich sein, daß auch dieses ein Traum ist? Kann es nicht sein, daß ich noch immer schlafend in meiner Jolle im Hafenwasser umherschauke und träume? Es kann, es kann sein. Und nun greift wie zuvor das Gefühl von mir Besitz. Das zupfende, nach unten ziehende. Es muß noch Traum sein. Es wird noch Traum sein. Ich werde in meinem Boot erwachen. Ich kann mich ruhig fallen lassen. Ich weiß, wie schön dieses Fallen ist. Ich schnuppere in den Nebel. Es ist ein banger Augenblick. Der Nebel riecht so frisch, so wirklich. Dann gebe ich nach. Das nebel- geschwängerte Seil, an dem ich mich halte, entschlüpft meinen Händen wie ein feuchtes Reptil.

Kein Fallen, wobei Kühle leicht die Schläfen streichelt. Kein federleichtes Hinab- sinken. Ein sekundenlanges Stürzen. Kein Luftzug, ein Luftdruck, der mir den Atem ausquetscht und kreischend in den Ohren heult.

Und dann spritzt Schaum. Wasser knallt. Ich werde tief ins Meer hineingepreßt. Eisiges Kaltes zerreißt meine Brust. Wasser dringt in Nase, Augen und unter Achsel- höhlen. Schreien will ich. Aber es ist nur ein tödlich erschrockenes Gurgeln, das schwächer wird. Das ist kein Traum mehr! Und schwächer wird. Und erstirbt...

*

(Ein Schiffskoch hörte den Aufschlag im Wasser. Man ließ ein Boot zur See. Man suchte mit Laternen in der nebligen Nacht. Matrosen fischten ihn heraus. Er gab kein Zeichen von sich. Schiffsärzte zwangen den leblosen Körper zu Kniebeugen und rotierenden Armbewegungen. Eine große Lache Meerwassers bildete sich auf dem Boden. Nach eineinhalbstündigen Bemühungen gelang es, ihn zum Leben zu erwecken.)

(„Männer machen Fehler“, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin)